

# **Schriften der Deutschen Hochschule für Politik**

Herausgegeben von Paul Meier-Benneckenstein

## **I. Idee und Gestalt des Nationalsozialismus**

### **Heft 2**

**Willy Hoppe**

**Die Führerpersönlichkeit in der deutschen Geschichte**

---

## **Die Führerpersönlichkeit in der deutschen Geschichte**

**Von**

**Dr. Willy Hoppe**

Professor an der Universität Berlin

**1934**

**Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin**

---

Alle Rechte vorbehalten  
insbesondere das der Übersetzung  
in fremde Sprachen

Copyright 1934 by Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin

Druck der Hofbuchdruckerei von C. Dünnhaupt, G. m. b. H., Dessau.

---

Ein oft angewandtes Dichterwort sagt, daß das höchste Glück der Erdenkinder nur die Persönlichkeit sei. Der es zum erstenmal aussprach, Goethe, hat wie kein anderer im Rahmen seiner Zeit dieses höchste Glück zu gewinnen versucht. Wir Heutigen meinen freilich nicht, daß seine Persönlichkeitsprägung unserer Zeit als die schlechthin vollendete genügen könne. Goethomanie ist uns fremd. Aber mit dem Weisen von Weimar sehen wir in der Persönlichkeit etwas ganz Seltenes, etwas, das nicht jeder Person und nicht jedem Menschen eigen ist: Persönlichkeit ist wertvoller Kern eines Einzelmenschen. Sie fällt nicht jedem ohne weiteres zu. Sie ist gewonnen, sie ist erworben, unter Mühen erworben. Sie ist die Frucht einer *Lebensentwicklung*. Niemals sieht der Einzelne das Reifen dieser Frucht voraus. Er kann es nicht in irgendeiner Weise berechnen. Persönlichkeit bleibt immer, soweit sie auch geformt sein mag, ein Ideal. Sie ist immer aufs neue Forderung. Im Menschen ruhen wohl die Keime. Sie sprießen zu lassen, sie zu entwickeln, ist nicht allein in seine Hand gegeben. An ihm formt seine Umwelt, an ihm formt die längst dahingesunkene Welt seiner Ahnen. Nie aber wird einer bei allen Anlagen reifen zu einer Persönlichkeit, wenn er nicht eins wahr macht: Treue zu dem eigenen Gesetz.

Persönlich werden kann nur der, der Lebensmut besitzt und der sich mit allen seinen Eigenschaften hineinstellt in den Weltenlauf, sein eigenes Ich entwickelt jenseits aller Bindungen des Mechanismus der Natur, jener Bindungen, denen jedes andere Wesen außer dem Menschen unterworfen ist. Persönlich werden kann nur der, der sein Ich ganz trotzig und unabhängig hütet. Eine Persönlichkeit geworden sein, das bedeutet zunächst einmal, Freiheit in sich selbst haben. Es bedeutet, Herr sein über das eigene Ich. Es bedeutet, sich

durch die Außenwelt nicht abdrängen lassen von der eigenen Linie. „Jedes Leben“ – setzt Goethe jenen Vers fort – „sei zu führen, wenn man sich nicht selbst vermißt, alles könne man verlieren, wenn man bliebe, was man ist.“ Zugleich aber verwebt der wahrhaft Persönliche sein Ich mit seiner ganzen Geschlossenheit und Fülle mit der Welt da draußen.

In bewußter Entscheidung muß er so seinen eigenen Weg gehen. Niemals ist es aber der Weg der Selbstsucht. Niemals führt der Weg der Persönlichkeit in die selbstgenügsamen Bezirke. Wahre Persönlichkeit ist gebunden an Gemeinschaft. Sie eröffnet sich gerade in ihrer Einzigartigkeit dem Ganzen. Ihr Träger ist frei von den Bindungen der sogenannten Konvention, und er ist doch tausendmal mehr als der sogenannte konventionelle Mensch, der Mensch der Gesellschaft, ein Glied der Gesellschaft, das heißt der Umwelt.

Liegt es da nicht als etwas Selbstverständliches nahe, daß Persönlichkeit und Weltgeschehen – das heißt Geschichte – in irgendwelchem Zusammenhang stehen? „Was sind Talente?“ Als „Spielzeug für Kinder“ hat sie der Dichter einmal bezeichnet. „Gaben, wer hätte sie nicht?“ Von der *Persönlichkeit* hängt alles große Geschehen ab. Nur Persönlichkeit kann den Mann der Tat tragen. Nur der Mann der Tat aber ist der Held, durch den die großen Machtkämpfe der Geschichte entschieden werden. Niemals wächst ein Mann der Tat, wächst ein Führer auf dem dünnen Felde der Lehrmeinungen, auf dem Felde des Parteigezänks, in den Niederungen der Rechthaberei. Seine Persönlichkeit formt sich in einem noch höheren Grade als die des anderen Menschen nach dem eigenen Gesetz in den Winden und Wettern der Zeit. Führer sein, das heißt unter Wetterschlägen heranreifen, das heißt Narben tragen. Führer sein heißt aber auch, seinen Stempel einem größeren oder kleineren Kreis aufprägen. Führer sein, das heißt, sein eigenes Gesetz der Zeit diktieren.

Eine führerlose Zeit gleicht mehr oder minder der Wüste im geschichtlichen Raum. Wir kennen ja diese Wüste. Wir sind allesamt jahrelang durch eine solche Wüste gewandert. Um so mehr heben sich die Zeiten heraus, in denen eine feste Hand die Zügel endlich packt. In rasender, in oft atemberaubender Fahrt jagt dann der Wagen eines Volkes durch die Zeit dahin. Unter seinen Rädern winseln die Parteien ihren letzten Laut, und in dem Staub seiner Wegspur geht der gegnerische Schädling zugrunde. Oft scheint der Weg so schmal, daß man für den Wagen fürchtet. Der echte Führer bringt sein Volk auch durch solche Bedrängnisse hindurch, unter einer Voraussetzung: daß der Wagen des Volkes fest gefügt ist, daß die Pferde, die ihn ziehen, dem leisesten Wink gefügig sind.

Nun erhebt sich aber die Frage: Ist denn die Führerpersönlichkeit wirklich so entscheidend für den geschichtlichen Verlauf? Da raunte doch einmal eine heisere Stimme, aus der allmählich ein ganzer Chorus wurde: das einzelne Individuum bedeute nichts oder doch nicht viel in dem Verlauf der Geschichte. Geschichte sei Bewegung der Masse. Es war der Kollektivismus, der diese Lehre predigte, ebenso der Positivismus, und die soziologische Betrachtung ist ebenfalls nicht müde geworden, die Masse in den Vordergrund zu stellen. Vor ihr, so hieß es, verschwinde der Einzelne, wenn er auch eine noch so starke Persönlichkeit sei. Man versuchte, namentlich von marxistischer Seite aus, die Freiheit der Einzelpersönlichkeit zu leugnen. Hineingefügt in das Räderwerk der Gesellschaft war demnach der Einzelne nur ein unselbständiges Teilchen, ein Stück Materie, allenfalls ein eigenes Rädchen, aber in allem abhängig von der großen Maschine. Was ereignete sich denn auf dem Erdball? Es war nach der Meinung dieser Lehre stets der Ausdruck der Masse. Von ihr stammte die grundlegende Anschauung eines Zeitalters, sie wandelte die wirtschaftliche Struktur eines Volkes; ihre Bedürfnisse – im wesentlichen die materiellen – ließen die Kriege aufflammen, ließen die Friedenszeiten blühen.

Man band schließlich das Auf und Ab der Geschichte mit dem gleichen Bande, wie es als Gesetz über der Natur liegt. Gesetzmäßiger Ablauf geschichtlichen Lebens: was sollte in ihm noch das Wirken des Einzelnen bedeuten? Mit gebundenen Händen war er einem unheimlichen Etwas ausgeliefert, einem drohenden Geschick, das ihn in jedem Augenblick zermalmen konnte.

Nun wird gerade unsere Zeit die letzte sein, die sich der Bedeutung der Masse nicht ganz bewußt ist. Was wäre denn der Staat ohne die braune Millionenarmee, die in ihm und hinter ihm steht? Was er nicht Masse, die damals den Marsch nach Rom antrat und den faschistischen Staat Italiens schuf? Diese Masse war nicht ein unförmiges plumpes Etwas. Sie bestand aus unzähligen einzelnen Individuen. Das waren gewiß nicht alles Persönlichkeiten in unserem Sinne: schwerfällig der eine, unbewußt oder unklar sah er das Ziel. Im anderen hingegen gährte der ungestüme Wille, an dem neuen Aufbau mitzuhelfen. Wirksam, einheitlich wurden die Kräfte der Masse jedoch nur durch die einzelne führende Persönlichkeit. Immer ist die Masse der Rohstoff. Form gibt ihr nur der Einzelne, der Führer. Die Masse kann in vielen ihrer Teile von ganz erlesenem Werte sein. Aber damit ist doch zunächst wenig getan. Sie versinkt in Unfruchtbarkeit, mit ihren guten und mit ihren bösen Elementen, sofern nicht der große Lebenswecker kommt.

Nicht tagtäglich, nicht zu allen Zeiten schreitet ein Führer über diese Erde dahin. Epochen des Segens, das sollten wir anerkennen, das sollten wir preisen, sind es, in denen das Schicksal solche Kräfte herbeiruft aus den unbekannten Weiten. Gesegnet die Zeit, in der der Führer sogleich das Verständnis für seine Aufgabe findet. Wie mancher Führer ist daran gescheitert, daß die Zeit nicht reif war für seine Größe. Sie begriff nicht, daß der Heilbringer in ihr weilte, und mochte sie ihn auch nicht kreuzigen, verhöhnt oder verleugnet hat sie ihn doch. Da aber liegt die Bedeutung der Masse für den geschichtlichen Verlauf. *Der Führer*, dem die Masse fehlt, wird sein Werk nicht vollenden. Es gibt keinen wahrhaften Baumeister ohne den Baustoff. Und wo bleibt der Feldherr, dem die Soldaten fehlen?

In unlöslichem Zusammenhang stehen der Führer und die Masse. Sie gelten beide nicht für sich allein. Als Kraft und als Stoff wirken sie gemeinsam in der Geschichte. Gemeinsam führen sie die Hoch-Zeiten der Völker herauf, gemeinsam reißen sie auch die Staaten in den Staub. Denn – das bedarf kaum der Erwähnung –: Gottes Hand bedient sich der Führerpersönlichkeit nicht nur als der Schöpferin, sondern auch als der Vernichterin. Wahrhafter Führer kann aber immer nur der sein, der sich bewußt ist, daß dem Niederreißen der Aufbau zu folgen hat. Nicht nur der Hammer, mit dem man zerschlägt, darf die Masse in der Hand des Führers sein. Sie soll sich ihm auch wandeln zu dem Instrument des friedlichen Aufbaues. Aus dem Schwert, das er zunächst zu schwingen genötigt ist, wird er die Pflugschar schmieden müssen, die er, um Samen zu streuen, durch das Erdreich zieht.

Es wäre eine hohe politisch-pädagogische Aufgabe, das Werden des deutschen Volkes einmal ausführlich darzustellen in den großen Führerpersönlichkeiten, die ihm erwachsen. Denn die Geschichte spiegelt sich in diesen Führerpersönlichkeiten wider. Wie in einem Brennpunkt sammelt sich in ihnen das Licht ganzer Epochen. Für heute mag es genügen, ein paar der bedeutendsten Gestalten aus zwei Jahrtausenden herauszuheben und aus ihnen den Typus der Führerpersönlichkeit zu entwickeln und zugleich aufzuweisen, wie die deutsche Geschichte durch die großen Einzelpersonen gestaltet wurde.

Wir sind uns nach dem, was ich eben sagte, der Bedeutung der Masse durchaus gewärtig. Hier aber gilt es, die Führerpersönlichkeit einmal herauszuarbeiten. Es gilt, die Fanale wieder aufleuchten zu lassen, die einst den Weg des deutschen Volkes erhellt haben. Denn die Aufgabe des heutigen Menschen kann es nicht so sehr sein, das Dunkel der Vergangenheit aufzusuchen, nicht in dem Raritätenkram dahingeschwundener Zeiten zu wühlen. Geschichte ist meines Erachtens nur zu pflegen, soweit sie Leben ist. Dann aber soll sie auch ganz zum Leben erweckt werden und dann soll sie völlig eingehen in das Bewußtsein der jetzigen Zeit.

Führerpersönlichkeiten haben, wie alles auf dem Erdboden, ihre besondere Zeit. Ich deutete es schon an, daß Führerpersönlichkeiten auch verkümmern können, verkümmern müssen, weil sie die ihnen gemäße Umwelt nicht finden. Erstehen werden sie vor allem dann, wenn eine Epoche müde geworden ist, wenn sie sich zum Abstieg neigt, wenn ein Volk in die Knie gebrochen ist, wenn es nach neuer Kraft lechzt wie der dürre Acker nach dem Regen. Erstehen werden Führerpersönlichkeiten aber auch, wenn eine fremde Gewalt

sich über ein ruhiges Volk ergießt und es in dem Gleichmaß seines Lebens stört und es in fremde Bahnen – politischer, wirtschaftlicher und ideeller Art – hineinreißen will. Immer sind es Notzeiten, Übergangszeiten, Schicksalszeiten, Schicksalswenden, in denen der rettende Führer naht.

Sogleich die erste Führergestalt, auf die unser Auge fällt, erwächst in einer solchen Zeit der Not, in einer Zeit des Dranges, in einer Zeit des Druckes: er, dessen Denkmal von den Höhen bei Detmold in die deutschen Lande hinabsieht, er, der mit deutschem Namen nur unsicher Genannte, er, dessen Namen nur römische Quellen in der Form *Arminius* nennen, Ermino hat er vielleicht geheißt. Als Hermann den Befreier preist ihn eine spätere Zeit. In die Lieder der Germanen ist seine Heldengestalt eingegangen. In der Reckengestalt eines Siegfried stecken vielleicht so manche Züge dieses Cheruskerfürsten. Wir kennen ihn als den großen Gegenspieler Roms. Auf der einen Seite der Weltstaat. Unbegrenzt sind seine Machtmittel, der Marschtritt seiner Legionen wuchtet über die ganze Welt, wuchtet über die primitiven Knüppeldämme Germaniens, wuchtet über die kunstvollen Straßen der Römer in germanischen Landen.

Auf der anderen Seite Arminius. Kein Barbar im Bärenfell, wie man uns früher lehrte, bis uns die vorgeschichtliche Forschung einen Begriff von der Kulturhöhe der Germanen gab. Aber konnte ein Fürst, der an der Spitze von etwa 5.000 bis 8.000 Cheruskern stand, es wagen, sich an Macht mit Rom zu messen? Da aber zeigte es sich, daß er wirklich ein Führer war. Sein feuriger Geist – so sagt ein Römer – leuchtete aus seinem Blick und aus seinen Augen. Dieser Geist trieb den Mann, zu wagen, was unerhört schien: den Angriff auf das feste Gefüge Roms. Wir lehren es in unseren Schulen, aber wir sollten – stolz wie der Faschismus Italiens auf die Vorzeit Roms – viel stärker im Bewußtsein unseres Volkes verankern, daß dieser Eine in der Schlacht am Teutoburger Wald zu einem gewaltigen Schlag gegen das Rom der ganzen Welt ausholte. Rom zog sich zunächst hinter die Rheingrenze zurück.

Und doch war das nur eine der großen Taten, die er seinem Volke leistete. Nicht geringer die andere, daß er einen Teil der germanischen Stämme – wenigstens vorübergehend – einte. Er formte sich die Masse, die er als Werkzeug brauchte. Neben diesen militärischen und politischen Erfolgen steht der größere, viel zu wenig beachtete: Arminius hatte selbst das süße Gift Roms in Italien kennengelernt. Sein Bruder, sein Schwiegervater waren ihm zum Opfer gefallen und auf die Seite Roms getreten. Arminius hat durch seine Tat große Teile Germaniens in dem heiligen Glauben an das eigene Volkstum und an die heiligen Sitten der Väter gefestigt. Die völkische Eigenart, die in den von Rom besetzten Teilen des Westens und des Südens so oft von fremder Kultur überlagert worden ist, hier ist sie gewahrt worden. Nach wie vor schwang Donar seinen Hammer über den deutschen Fluren und kein römischer Priester verdrängte uralte deutsche Sitte und Brauch. Eine gewaltige Kraft wurde so aufgespeichert, und durch Jahrhunderte hin hat diese Tat Arminius' nachgewirkt.

Nicht bei allen germanischen Stämmen freilich. Gleich den Figuren des Schachspiels wurden sie in den Tagen der Völkerwanderung auf dem Boden Europas hin und her geschoben. Da war keine Einheit und keine Zusammengehörigkeit. Soweit die Stämme den deutschen Boden verlassen haben, ist ihr Volkstum rettungslos dem Verfall preisgegeben worden. Dabei hat es ihnen nicht an Führern gefehlt. Weithin klingt der Name des Ostgoten Theoderich, des Dietrich von Bern in der deutschen Heldensage. Er mußte scheitern, als er römischen Staat und deutsches Volkstum zu verkoppeln unternahm. Es gibt nichts, was in dem Leben der Völker zarter gehütet werden muß, als die wunderbare Pflanze völkischen Seins, die eigenen Lebensgesetzen unterworfen ist.

Ein paar Jahrhunderte später ist ein anderer gescheitert, der Sachse *Widukind*. Sage und Fabel haben sich üppig um seine Person gerant wie um die seines Gegners, des fränkischen Karl. Bis heute lebt er in den Wesergegenden neben Arminius als einer der Helden deutscher Vergangenheit fort. Schon immer sah man in ihm den Mann, der die Kräfte des sächsischen Stammes zusammenfaßte gegen fränkische Herrschaft, gegen

Christentum, für die Freiheit und für den Götterglauben der Väter. Er war die Seele des Widerstandes, der schließlich in Erschöpfung endete. Aber wie viel bedeutsamer erscheint uns heute der Sachsenführer in dem langen Zuge unserer Geschichte, nachdem wir gegenüber den fränkischen Berichten, die als einzige von ihm erzählen, mißtrauisch geworden sind. Denn wie könnten sie dem Manne gerecht werden, der für Blut und Boden focht und einen Kampf sondergleichen gegen die Fremdherrschaft aufnahm! Wir sehen in Widukind einen Vorkämpfer völkischer Idee, den großen Freiheitshelden schlechthin, den unsere mittelalterliche Geschichte kennt. Mit seinem Fall zog in das weite Sachsenland endgültig die römische Kirche und durch sie das Christentum. Nordische Weltanschauung in reiner Ausprägung hat damit ihr Ende gefunden. Im sogenannten Aberglauben lebte sie ein heimliches Leben fort, bis unsere Tage sie wieder ans Licht führten.

Widukinds Tatkraft hat nach über hundert Jahren noch nachgewirkt, als zwei sächsische Männer, Nachkommen eines neben Widukind wirkenden Adligen, die einzelnen Stämme des deutschen Volkes zusammenschweißten, als durch sie ein neues deutsches Reich erstand. Damit hat die Geschichte der Tatkraft und Zähigkeit des sächsischen Stammes aufs neue Gerechtigkeit widerfahren lassen.

*Heinrich I. und Otto I.*, was stempelt sie denn zu den Führerpersönlichkeiten in unserer Volksgeschichte, die die Zeitenwende des 10. Jahrhunderts hervorbringt? Das Herrschertum Heinrichs I. weist gewiß noch manche unsicheren Züge auf. Eins aber offenbart doch die zielsichere Art: die Ostpolitik. Endlich zeigt wieder einmal ein deutscher Herrscher dem Slawen die Faust. Und von dem Flußgebiet der Mulde bis nach Holstein wird der Slawe von Heinrich unterworfen. Bis in das Herz des Slawenlandes, bis nach Brandenburg, dringt der Sachse kriegerisch vor. Deutschlands Augen werden durch Heinrich und mehr noch durch seinen Sohn über die Elbe hinüber gelenkt. In Magdeburg, wo man von dem Palast auf dem hohen Elbufer über den Strom in das weite slawische Land hinübersah, verlebte Otto seine jungen Jahre. Hier schafft er später den Mittelpunkt, von dem aus Mission und Kultur in den Osten hineingetragen werden sollen. Von hier aus geht die Gründung der meisten Bistümer im slawischen Lande bis in die polnischen Gebiete vor sich. Ganz bewußt will er diese Länder nicht nur politisch, sondern auch kirchlich an Deutschland angliedern. Wie weit gesteckt sind doch die Ziele dieser Ostpolitik gewesen, und was wäre erreicht worden, wenn Otto den gewiesenen Weg weiter gegangen wäre. Ein ganz anderes Gesicht hätte die deutsche Geschichte, hätte das Land jenseits der Elbe erhalten. Es mag sein, daß Otto zunächst römisch-italienische Pläne verfolgen mußte, um auf diese Weise seine Ostpolitik vor päpstlichen Einsprüchen zu sichern. Es ist nicht gelungen. Aber wie dem auch sei: der Grund für die Taten einer späteren Zeit war gelegt.

Es kann das Los einer Führerpersönlichkeit sein, daß sie nur die Wegbereiterin ist. In Zeiten, vor denen ein neues Morgenrot vorausleuchtet, tragen andere Persönlichkeiten die Fahnen aufs neue in den Kampf, und erst an ihre Fahnen heftet sich dann der Sieg. Seit den Tagen eines Johannes ist es immer so gewesen.

Eine solche morgenfrohe Zeit hob etwa zwei Jahrhunderte später an. Sie ist durch zwei Gestalten gekennzeichnet: Kaiser *Lothar* und *Heinrich den Löwen*. Die Geschichtsschreibung wird Lothar oft nicht gerecht, und Heinrich den Löwen unterschätzt sie zuweilen neben seinem Rivalen Friedrich Barbarossa. Und doch darf die Geschichte Lothar und Heinrich den Kranz reichen als denen, die das deutsche Volk erneut und endgültig in die Bahnen des Ostens hingewiesen haben.

Lothar hat wie kein deutscher König nach ihm den Gedanken einer Ostkolonisation gefördert. Von der Basis seines Herzogtums Sachsen aus, das er auch als König nicht aufgab, wird er politisch wiederum der östlichen und südöstlichen Gebiete Herr. Man hat von ihm gesagt, kein anderer deutscher König habe so vollständig den polnischen Tribut eingezogen. Auch Böhmen und Ungarn sind sich damals der kräftigen Hand des deutschen Lehnsherrn wieder bewußt geworden. Durch Lothar wird der Askanier in den brandenburgischen Gebieten gefestigt. Lothar im Rücken treiben die Schauenburger Grafen in der Mark rechts

von der Niederelbe, in Holstein, den deutschen Damm vor. Der Schutz Lothars ist dem großen Werk der Kirche im Pommernland gewidmet. Seiner Förderung gewiß zieht der deutsche Kaufmann in die nordischen Länder und nach dem die Ostseegebiete verbindenden Gotland. Die Enttäuschung kann gar nicht stark genug sein, daß ein solcher Mann viel zu spät zu seiner Wirkung kam – auch das kann Führertragik sein – und daß sich nach ihm kein deutscher König fand, der sich mit seiner Kraft für den Osten einsetzte. Wieviel anders, wieviel segensreicher wäre unsere Volksgeschichte dann verlaufen.

Was geschah – und es ist trotz allem sehr viel gewesen –, ging vom deutschen Fürstentum aus. Hier steht eben in erster Linie *Heinrich der Löwe*. Gestalt und Leistung sind bekannter als die Lothars. „Eine Figur aus einem Gusse“, herrschgewaltig. Nicht umsonst hat er sich als Wahrzeichen den Löwen gewählt, der noch heute vor seiner Burg Dankwarderode in Braunschweig steht. Kein König wie sein Vetter, sein späterer Gegner Friedrich Barbarossa, und wie Lothar, und doch ein Führer. Gewiß gesichert durch eine Macht, die sich von den rheinisch-westfälischen Gegenden bis an die Oder, von der See bis zu den Gebieten des Harzes erstreckte. Gewiß also gesichert, und doch mit einer stolzen Kühnheit und Unbekümmertheit die Probleme anpackend, wie sie nur ganz wenige Gestalten der deutschen Geschichte aufzuweisen haben. Das Reich mit seinem politischen Durcheinander wird ihm gleichgültig, bewußt kehrt er sich schließlich von ihm ab. Seine Blicke gehen nach Norden, Nordosten und Osten. Was er hier in Eroberung und Kolonisation, in der Förderung des Städtewesens, zum Beispiel Lübecks, geleistet hat, gehört zu den großen nationalen Taten. Seine Leistung ist kaum national gedacht gewesen. Die eigene fürstliche Macht sollte erweitert werden. Aber auch das ist zuweilen das Los der Führer: daß ihr Werk ein Ausmaß annimmt, weit über Zeit und Plan hinaus. Heinrich der Löwe hat fallen müssen, seine Macht ist zerschlagen worden, sicher nicht zum Besten des Reiches. Aber trotz alledem: sein Werk blieb, und es weitete sich in der Folge bis nach Schlesien und bis nach Preußen hin. Die staufische Kaiserpolitik auf dem sonnigen Boden Italiens mag glänzender gewesen sein. Dauerhafter, wirkungsreicher blieb doch das, was Heinrich im ernsten Norden schuf. Wenn etwas dafür bezeichnend ist, so das: die bedeutendste Stadt des kolonialen Ostens, deren Keime Heinrich gehütet hatte, Lübeck, stieg zum Haupt der deutschen Hanse auf, als das Reich seinem Zerfall entgegenzuwanken drohte.

Unser Auge kann in Lothars und Heinrichs Zeit klarer als in den früheren Epochen auch die erkennen, die Stoff in den Händen der Führer waren: das sind jene Ungezählten, meist nicht Gekannten und Ungenannten, die in das Ostland als Ritter, Bauer, Bürger, Handwerker und Mönche zogen. Die Spuren ihrer Arbeit sind unvergänglich, ein Zeichen, daß rechte Führer rechte Helfer fanden. Ihre Spuren sind das weite, heute urbar gemachte Land. Spuren sind die stolzen Anlagen der militärischen Plätze, die Burgen mit Bergfried, Palas und Zinnenkranz. Spuren sind die Klöster und Kirchen mit all ihrem schweren Ernst des Ostens und doch mit der Leichtigkeit gotischen Maßwerks. Spuren sind die Rathäuser mit ihren stattlichen Giebeln und der Laubenstätte des Gerichts. Bis nach Polen, bis nach Rußland hinein reicht das stolze Werk deutscher Hände. Unzählige haben daran gearbeitet. Das Ziel steckten einige wenige: Führerpersönlichkeiten.

Die folgenden Jahrhunderte sind daran nicht sehr reich gewesen. Hier liegt ja auch einer der Gründe, weshalb jene Zeit so eigentümlich, so widerspruchsvoll, so zerrissen ist. Alle Kräfte reiben sich aneinander: das Fürstentum am Adel, der Adel am Städter, der wieder am Fürsten, der Fürst am Bauern, die Zünfte am Patriziat der Städte und so fort. In eine stickige Atmosphäre grollen von Böhmen her die Sätze der hussitischen Lehre von der Kirche hinein. Im Taubergrunde erklingen am Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Munde des Sackpfeifers von Niklashausen die Weisen einer sozialen Revolution, und zu der gleichen Zeit pochen an die südöstlichen Pforten des Reiches die Janitscharen des osmanischen Heeres.

Kein Führer auf außenpolitischem Gebiete, keiner auf innenpolitischem ist damals dem deutschen Volke erstanden. Nur auf dem kirchlichen suchte einer den Bann zu brechen –

*Luther!* Wie auch der einzelne konfessionell zu ihm stehen mag, ein Führer von seltenem Ausmaß.

Es zeigt sich schon darin, daß seine Tat hinauswächst wie die Heinrichs des Löwen über den ursprünglichen – hier also den kirchlichen – Rahmen. Denn sie erhöht das deutsche Volk „wie mit einem Schlage zur geistigen Vormacht des Abendlandes“. Der echte Führer drängt sich nicht voreilig zu seinem Werke. Ihn hemmt zunächst wohl geradezu eine Scheu, in den Dunstkreis der Öffentlichkeit hinauszugehen, bis plötzlich Berufung und vielleicht auch Verheißung an seinem Ohre erklingen. Luther ging es zunächst um etwas Ureigenes, um das eigene Innere. Er hat schwere Kämpfe mit sich selbst ausfechten müssen, Kämpfe, die keinem Führer erspart bleiben, ehe er hinausgeht und die Arbeit aufnimmt, und auch nicht, wenn er mitten in der Arbeit steht.

Von dem innerlichsten Zentrum des eigenen Seins aus hat Luther die Reform begonnen. Sie wurde zur Revolution, die in Empörung aufschrie gegen das, was Luther vertilgenswert schien. Jeder große Reformator muß ein Revolutionär sein. Nicht, daß der Revolutionär Luther alles zerstören wollte, was in der Arbeit langer Jahrhunderte kirchlich aufgerichtet war. Der echte Führer weiß zu gut, daß hinter ihm nicht die Ruinenstätten der Völker zurückbleiben dürfen. Sein Schritt zerstört wohl, aber unter ihm sprießt auch neues Leben. Der echte Führer ist sich der Verantwortung bewußt, das Alte, soweit es brauchbar ist, mit dem Neuen organisch zu verbinden. Dabei läßt er mit unerbittlicher Schärfe alles seitwärts, was den großen Aufbau stören könnte, ja, er wehrt es unter Umständen mit Brutalität ab: die Unzufriedenen, die Schwarmgeister, die ewig Besserwissenden, die sich an jeden Führer heranzudrängen suchen, die auch Luthers Werk zu zersetzen drohten. Dabei hat Luther das hohe Führerglück genießen dürfen, wirklich in das Bewußtsein des Volkes einzugehen. Sein kerniges Wesen, sein volkhaftes Äußere, seine Redeweise haben ihm, der dem Volke gern, wie er sagte, aufs Maul sah, das Herz der Menge gewonnen. Freilich verband sich damit auch wieder das Führerlos, nur von wenigen Erlesenen bis in die Tiefe seines Herzens verstanden zu werden. Der große Führer wird letzten Endes immer einsam seinen Weg gehen, mag ihn die Masse auch noch so sehr umjubeln. –

Dem Protestantismus ist dann nach Luthers Tode kein neuer Führer erwachsen oder allenfalls auf kirchenpolitischem Gebiete in den Zollern. Sie stellen auch sonst in der Folgezeit die Persönlichkeiten von Rang, fast die einzigen – bis auf den blutsverwandten Schweden Gustaf Adolf –, die auf Jahrhunderte hin berufen waren, den Strom deutscher Geschichte in neue Bahnen zu lenken: den *Großen Kurfürsten* und *Friedrich den Großen*. Es ist kein Zufall, daß beiden die ehrende Bezeichnung „groß“ von den Zeitgenossen beigelegt worden ist. Der Instinkt des Volkes hat hier wie so oft richtig gesprochen.

Eine feste Klammer bindet das Wesen der beiden: „führen“ ist für sie zugleich „dienen“. Friedrich hat es in dem ehernen Satz bekannt, daß er der erste Diener seines Staates sei. Das ist der tiefste Sinn jenes preußischen Führertums, jener vielgeschmähten Selbstherrlichkeit. Sie hat nichts gemein mit der Herrschgewalt des französischen Ludwig, der dachte: „Der Staat bin ich.“ Sie hat auch nichts gemein mit jener marxistisch überhitzten Herrscherpsyche, wie sie sich heute in Sowjetrußland austobt. Auch der Führer beugt sich unter das Gesetz des Staates. Das gibt die Schicksalsgemeinschaft mit der Masse, ohne die der Führer seine Aufgabe nicht erfüllen kann. Der Siebenjährige Krieg ist ohne dies undenkbar.

Beiden Zollern ist eins gewärtig gewesen: der Gedanke, auf dem sich alles weitere Führertum aufbauen muß, der Gedanke der Macht. Aber Macht nicht um ihrer selbst willen oder um des eignen Ichs willen – das unterscheidet den Führer vom Tyrannen –, sondern um des Ganzen willen. Immer geht es um das Ganze des Staates, nicht um das Glück des Einzelnen; denn gewährleistet ist das Glück nur durch den nach außen und innen starken Staat. Für ihn muß man alles wagen.

Der Große Kurfürst wagt es, von dem kleinen brandenburgischen Lande aus hineinzugehen in die große europäische Politik. Wie klein ist sein Heer, wie gering sind seine Mittel. Er wagt es, und er wird beachtet im Kreise der Völker, er wird zum Mitgestalter

deutsch-europäischer Zukunft. Und was bedeutete denn Friedrichs Macht, als er gegen Österreich losschlägt? Noch immer war der Hieb die beste Parade, und dem Gegner zuvorzukommen, wie es Friedrich tat, ist auch eine der Eigenschaften, die der Führer braucht.

Aber wagen kann er nur von einem festen Standpunkt aus. Es kann der einer engen Gottverbundenheit sein, wie wir sie bei Luther erkannten. Sie ist dem Großen Kurfürsten zu eigen gewesen. Mit einer geradezu wunderbaren religiösen Zuversicht hat er an die Größe seiner Aufgabe geglaubt. Oder – doch das ist seltener – der Führer kann die Kraft zum Wagnis aus einer Selbstsicherheit saugen, die ihm philosophische Beschäftigung eingab. Friedrich dem Großen hat das Schicksal diese Stütze gegeben.

Friedrich Wilhelm und Friedrich schöpften, jeder aus seiner Quelle, den Führergedanken der Pflicht. Sie gewährleistete auch das riesige Arbeitsmaß. Das Tagewerk war bei Friedrich von früh bis spät geregelt! Daran ändern auch die Mußestunden von Sanssouci nichts. „Ein Regent“, hatte ihm schon der Vater eingeschärft, „der mit Honneur die Welt regieren will, muß seine Affairen alle selber tun. Die Regenten sind zur Arbeit erkoren und nicht zum faulen Weiberleben. Der liebe Gott hat Euch auf den Thron gesetzt, nicht zum Faulenzen, sondern zum Arbeiten und die Länder wohl zu regieren.“

Bei Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, fällt dieser Pflichtbegriff nach dem fürchterlichen moralischen Verfall des Dreißigjährigen Krieges besonders in die Augen. Diese Pflicht ergoß sich – wie es immer sein sollte – von oben nach unten. Sie hat dem preußischen Staat jene großartige Widerstandskraft gegeben, die auch eine schwächliche Folgezeit nicht ganz zerstören konnte.

Mit der kühlen Pflicht verbindet sich bei beiden Männern die klare Sicht. Politische Theorien mochten Friedrich eine Beschäftigung für die Mußestunden sein. In seinem Arbeitskabinett bei seinen Beamten, draußen im Felde bei seinen Soldaten war er der Mann der politischen und der militärischen Tat, wie sie, wenn auch nicht so gleichmäßig, der Große Kurfürst geübt hat. Es waren Taten, die sich immer neu formten. Sie lebten zunächst nur als Ideen in dem Geist jener Männer. Aber sie wurden dann aus der Fülle dieser großen Persönlichkeiten heraus stets neu geboren, ein Zeichen jenes unerschöpflichen Reichtums, den ein gütiges Schicksal in seine Lieblinge – und das sind die Führer – hineinlegt. Gütig trotz der schon angedeuteten Opfer, die das Schicksal ihnen nicht erspart. Aber wann wüchse das Große je ohne das Opfer empor? Friedrich Wilhelm hat schweres familiäres Leid ertragen, und Friedrich hat seine Größe eine ganze Jugend gekostet. Er hat seiner Größe ein Leben in der Familie, ein glückliches Alter geopfert. Auch das gehört in das Gebiet des Führeropfers: die Menschenerkenntnis. Wer lernt den Menschen in seiner Größe, aber auch in seiner Erbärmlichkeit so kennen, wie der Führer? Friedrich ist nicht umsonst zum Menschenverächter geworden. –

Beider Männer Werk hat sie überdauert und ist weiter gewachsen: denn das echte, große Werk endet nicht mit seinem Schöpfer. Friedrich Wilhelms Sohn, dem Vater sonst ungleich, konnte sein Land in die Reihe der Königreiche stellen. Und wenn Friedrichs Staat auch unter den Schlägen Napoleons zusammengebrochen ist, die Wiederaufbauarbeit der Stein und Hardenberg geschah trotz aller Veränderungen doch im Geiste von Friedrichs unvergänglich preußischer Pflicht. Auch hier gilt das tiefe Bibelwort: „Und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Es lockt, noch eine Führerpersönlichkeit heraufzubeschwören, fast die einzige von Ausmaß, die uns Deutschen in dem staatlichen Gefüge noch geschenkt wurde: *Bismarck*.

Bismarck zeichnet jene großartige Einseitigkeit aus, ohne die ein Führer unter Umständen nicht bestehen kann. Preußen war ihm der Pol, um den sich alles bewegte, Preußen das Gesetz, unter das er die übrigen Staaten zu beugen sich erkühnte. Schon in jungen Jahren hatte er die Berechtigung zu solcher Einseitigkeit erkannt, in der Stille von Schönhausen, wo er als Deichhauptmann mit preußischem Willen den Kampf gegen die Wasser der Elbe führte. Er hat diesen Glauben an sein Preußen nie verloren, auch nicht, als er Deutschland in den Sattel gesetzt hatte, damit es reite.



Auf diesem berechtigt einseitigen Wege hat Bismarck die große Führertugend des persönlichen Willens bewiesen. Man hat mit Recht gesagt, er habe als junger Gutsherr schon erkannt, wie alles auf den einheitlichen Willen bei der Führung des Betriebes ankomme. Er hat es auch später wahr gemacht. Einst hatte der Große Kurfürst die Stände Preußens zu Paaren getrieben, als sie ihm in das Regiment des Landes hineinreden wollten. Ebenso hat Bismarck mit schonungsloser Verachtung Parlament und Presse in die Schranken gewiesen, sofern sie beaufsichtigen oder gar mitregieren wollten. Er lehnte es ab, *diesen* Gewalten verantwortlich zu sein. Verantwortlich fühlte er sich aber, wie jeder, der es mit seiner Aufgabe ganz ernst nimmt, einem: Gott. Auch hier hören wir wieder jene feine religiöse Note, die in der Seele eines Führers anklingen muß.

Und noch eins: dieser Kämpfer bis aufs Blut liebte trotz allem Gegenteiligen den Frieden. Er wußte, daß der Kampf der Vater aller Dinge sei, aber ihm blieb auch die oft verschmähte Weisheit nicht verborgen, daß der Staat nicht dauernd im Staube des Kampfes nach außen und schließlich auch nicht nach innen stehen kann. Seine Politik hatte große Erschütterungen über Deutschland und Europa gebracht. Dann aber wahrte er den Frieden, wie einst Friedrich der Große nach den Schlesischen Kriegen den reichen Segen seiner kolonisatorischen Tätigkeit dem Lande geschenkt hatte.

Können wir die Reihe der Führerpersönlichkeiten noch weiter verfolgen und dürfen wir es?

Gewiß, wir könnten über den Feldmarschall und Reichspräsidenten die Linie ziehen bis zu dem, vor dem wir uns heute beugen und an dem wir uns zugleich aufrichten, bis zu dem Führer unserer Zeit. Aber wer vermöchte zu sagen, daß er ganz hineinsähe in das Wesen dieser einzigartigen Gestalt? Hier ziemt Ehrfurcht. Vor dem Lebenden hat die Geschichte zu schweigen. Aber leuchtete nicht doch oftmals das Bild des Führers vor uns auf, als wir die Gestalten der großen Persönlichkeiten unserer Geschichte erstehen sahen?

Der italienische Duce hat einmal gesagt: „Ein Volk, das sich selbst achtet, kann und darf nie die Geschichte vergessen. Es darf auch nicht vergessen, die Geschichte von morgen mit dem Leben von heute zu formen.“ Das Leben von heute wurzelt aber in allem Wesentlichen in unserem Führer. Wir kennen aus seinem Bekenntnisbuch als einen Grundsatz seiner Weltanschauung, daß den Einzelwesen, sofern sie die völkischen Wertansprüche erfüllen, daß den schöpferischen Kräften eine erhöhte Bedeutung in dem jungen Deutschland zukommt. Es gilt nicht die Majorität, es gilt nicht die Masse. Ein Wort des Mannes, der England einst groß machte, Cromwell, lautet: „Nation ist nicht eine Gemeinschaft, in der alle gleich sind, sondern in der jeder auf dem richtigen Platze steht.“ Nicht jeder maße sich an, Führer sein zu wollen. Aber das ist gewiß: keine höhere Aufgabe kann der Staat haben, als solche Persönlichkeiten wachsen zu lassen, die im kleineren oder im größeren Kreise das Führeramt ausüben können, mit dem sie bauen „an der Geschichte von morgen“, verantwortlich nach oben, befehlssicher nach unten. Denn, noch einmal sei es betont, Führers Art ist es nicht, hinabzusteigen zur Masse, sondern ihr unklares Wollen in die reineren Bahnen zu lenken, die zunächst nur einige Wenige erkannt haben. Wir wissen wohl: solche Persönlichkeiten lassen sich nicht im Augenblick züchten, vor allem nicht jene Führerauslese, wie sie der nationalsozialistische Staat fordert. Aber sie *wird reifen*! Und auch die starke Sonne der Geschichte wird dieser Saat erfolgreich ihre Strahlen spenden. Am Vorbild der großen Persönlichkeit – der heutigen und der dahingegangenen – entzündet sich nicht zuletzt das neue, jubelnde, befreiende Leben!